Die Jugendkönigin [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648822

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 - 26. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 7. November 1936

Ja. Von Peter Bratschi.

Sag ja, wenn auch der Tag verneint!
Sag ja, ob ringsum ungeeint
Die Welt auch hadern mag!
Sag ja, auch dann, wenn gramerfüllt
Und pfadlos sich die Zeit enthüllt,
Sag ja zu deinem Tag!

Es liegen tausend Melodein
Gefangen in des Lebens Schrein.
Wer wird sie küssen los?
Sag ja, die Welt braucht Lieb' und Treu!
Das „Ja", es schafft sie wieder neu,
O Seele, wag' es bloss

Die Jugendkönigin. Novelle von Jakob Boßhart.

4

Adeli, die Jugendkönigin, ritt, von dem sanften Müllerpferd leicht gewiegt, wie in einem Märchentraum dahin. Sie hatte ihre Augen mit Feenaugen vertauscht und sah alles in Märchenglanz und sonniger Heiterkeit. Sie war sich nicht mehr bewußt, die Tochter des Lorenbauers und Gemeindeförsters zu sein. Sie hatte den häßlichen Auftritt mit dem Vater vergessen, mit Gewalt vergessen, sie war über Nacht Königin geworden, wie es in den Märchen wohl geschehen mag, und zog nun in ihr Reich ein. Sie hatte ihre Landesherrlichkeit noch nie gesehen, alles war ihr neu und wunderbar. Das waren nicht die Häuser und Baumgärten, die Gassen und Leute ihrer Heimat; in solchem Glanz hatten sich noch nie Blütenzweige und Laub über die Straße gebeugt, so heiter und doch feierlich strebten die Giebel und der Kirchturm zu Schönau nicht ins Blaue, so starken Duft strömten die Buchshecken und Hyazinthenbeete im Lande gewöhnlicher Menschen nicht aus. Die Königin schaute nach den Kränzen, die die Haustüren und Fenster und Brunnen umrahmten, und nach den bunten Fahnen, die von den Giebeln oder aus den Dachluken flatterten, ihr zuwinkten und entgegenstrebten, von fröhlicher Feststimmung beseelt. Und es kam eine unsägliche Wonne über sie. Auch sie war eine solche Fahne und die Königin aller Fahnen und schwebte und wiegte sich in Luft und Luft leichter als eine Schmetterlingsschwinge. Fiel ihr Blick auf Wilhelm, der im Gefunkel seiner Feldherrnrüstung einherritt und die Sonnenstrahlen in blendenden Büscheln nach allen Seiten auseinanderspritzte, so mußte sie ihm zulächeln; der kleine Zwist, der vor ein paar Tagen ihrer Kameradschaft einen Stoß gegeben hatte, war abgetan, in der Festfreude untergetaucht! Adeli war ebenso stolz auf ihren Feldherrn, wie er stolz auf seine Königin war. Wenn sie nur nicht erwachen müßte, wenn nur der Wundertraum ewig dauerte!

Aus der Menge der Zuschauer, die längs des Zuges standen oder gingen und die Adeli nicht deutlich sah oder sehen wollte, winkte ihr, als sie an der Mühlegasse vorbeiritt, eine Hand. Es war Mathilde. Ihre verbogene Gestalt schien sich nicht in all die geraden einfügen zu wollen, drängte sich dem Auge auf und riß Adeli aus ihrem Sinnen. Sie wollte das Lächeln der guten Schwester erwidern, aber sie vermochte es nicht. Ihre eigene traurige Zukunft stand am Wege und grinste sie an. „Arme Mathilde", dachte sie und hätte plötzlich weinen mögen. „Ja, wenn es den Menschen nach ihrer Güte erginge, ja, dann!"

Mathilde folgte der Schwester auf der Straße und ward gerührt, wenn die Leute wohlgefällig nach ihr wiesen und die Patschhände der kleinen Kinder sich ihr entgegenstreckten, als wollten sie die schöne Reiterin zur Spielgefährtin haben. Adeli aber wandte die Augen von der hinkenden Schwester ab und gab sich Mühe, wieder in die köstliche, schatten- und brestenlose, farbig leuchtende Märchenwelt zu versinken. Sie blickte zur Lore empor und ihre Phantasie baute auf dem Hügel ein Schloß, darin sie als Königin waltete. Neben ihr ging und stand Mathilde, grad und schön wie einst, im nämlichen Reichtum und Glück wie sie.

Wie Adeli sich so von der Wirklichkeit losriß und die flüchtige Traumwelt mit allen Sinnen festzuhalten suchte, entstand in dem Zuge eine Stockung. Ein mit einem Klepper bespanntes Wägelchen war die Straße heraufgekommen und hielt nun mitten auf der Dorfbrücke in einem dichten

Knäuel von Leuten an. Ob Adeli wollte oder nicht, sie mußte ihren Traum wieder fahren lassen und hinsehen. Auf dem Fuhrwerk befanden sich ihr Vater und ihr Bruder; dieser hockte auf einem Brett, das vorn quer über die Leitern gelegt war, der Vater stand hinter ihm und hielt mit sorglichen Händen ein dunkelgrün angestrichenes Gestell: Adelis Maschine.

Adeli mußte sich bei diesem Anblick am Sattel festhalten und wandte, um ihre Folter nicht zu sehen, das Gesicht Wilhelm zu, der unverständliche Flüche und Verwünschungen in seinen majestätischen Feldherrnbart brummte. Wie sie an ihrem Bruder Hans vorbeiritt, rief der ihr zu: „Kennt uns der Grasaff' nicht mehr?" und dabei ließ er die Schmitze seiner Peitsche Adelis Pferd um die Beine streichen. Das Tier machte einen kleinen Sprung und brachte die Jugendkönigin, die sich dessen nicht versehen hatte, fast zu Fall. Hans lachte, während die umstehenden Leute ihn mit Drohungen und Flüchen bewarfen. Der Lorenbauer aber stand unbeweglich und ernst neben seiner Maschine, die er kräftiger anfaßte. Der Sohn hatte eine unverhohlene Freude, seine Schwester und den ganzen Zug zu ärgern, dem Alten dagegen war dieses Gefühl fremd; es war ihm vielmehr unangenehm, in den Zug geraten zu sein, weil dabei seiner Maschine, für die er nun verantwortlich war, etwas zustoßen konnte. Sonst aber mochten die Leute seinetwegen Feste feiern, soviel sie wollten, und ihr Geld vertun, er hatte sie nur um so rascher eingeholt. Daß sein Kind an ihm vorbeiritt, sah er wohl, tat aber nicht dergleichen und dachte bei sich: „Morgen weht ein anderer Wind."

Adeli, die vom Zuge langsam mitgezogen wurde, hörte das Drohen und Schimpfen hinter sich und wäre vor Scham und Zorn am liebsten in den Erdboden versunken. Alle Leute waren an diesem Tag freundlich zu ihr, überall lächelten ihr Wangen und Augen zu, ihr Bruder aber hatte für sie nur die Peitsche und der Vater den Folterstuhl. Mit diesen beiden nach dem königlichen Tag Wochen und Monde und Jahre zusammenzuhausen, schien ihr unmöglich, und sie dachte: „Würde doch, wenn der Umzug vorbei ist, das Pferd mit mir davonsprengen, immer zu, immer weiter, und mich endlich in einen tiefen See werfen, wo mich niemand wiederfände." Sie hörte kaum, daß Wilhelm ihr auf seine Art frischen Mut einredete, indem er alle angänglichen Schimpfwörter, die ihm zur Verfügung standen, zwischen den Zähnen hervorstieß. Deutlicher vernahm sie eine Stimme aus der Menge: „Was hat denn das Mädchen, es sieht ja aus wie der Tod?" Das riß sie mit einem Ruck aus ihrer Niedergeschlagenheit heraus.

Nein, wie der Tod wollte sie heute nicht aussehen! Sie war die Königin des Tages, sie mußte schön und bezaubernd und allen eine Augenweide sein, sie wußte, was eine Königin ihrem Rang schuldig ist. Und mit übermenschlicher Anstrengung drängte sie allen Mißmut zurück, und es gelang ihr zu lächeln, ihre Wangen röteten sich, und wieder streckten die Kleinsten verlangend die Händchen zu dem reitenden Wunder empor. Aber das Wort vom Tod wurde Adeli doch nicht wieder los und unwillkürlich sah sie sich nach dessen Verkörperung um, die hinten im Zuge schreiten sollte. Sie erschrak halb, als sie sich hinwendete; der Tod hatte seinen Platz verlassen, er ging wenige Schritte hinter ihr, seine großen, schwarzen Augen begegneten den ihrigen und schienen sie verschlingen zu wollen. Sie versuchte ihm zuzulächeln; aber sie vermochte es nicht, und auch er sah so ernst und freudlos drein.

Es war der junge Rupprecht, der Schmied. Er war über die zwanzig und hätte nicht mehr in den Zug gehört; aber der Pfarrer hatte ihn als den größten und stärksten Burschen des Dorfes gedrängt, die Rolle des Todes zu übernehmen, und wirklich traute man ihm gerne zu, zwischen seinen nervigen Armen den ganzen lieblichen Kinderzug erdrücken oder erwürgen zu können.

Mehrmals schaute Adeli nach ihm zurück, von Neugier oder etwas Unerklärlichem gezogen, und immer stieß sie auf den seltsamen, strengen Blick, der, sie fühlte es, sie in seinen Bann ziehen wollte. Sie bekam fast Angst vor ihm und vermied es endlich, ihn zu suchen. Sie war dem Schmied Rupprecht fast jeden Tag begegnet, aber so brennende, verzehrende Augen hatte sie noch nie an ihm gesehen. War denn an diesem Sonntag alles verzaubert? Wenn sie auch nicht zurücksah, so merkte sie doch, daß der Tod nach ihr schaute, sie fühlte seine Augen im Rücken zwischen den Schultern wie zwei glühende Kohlen und war froh, als alle Straßen und Gäßchen des Dorfes durchschritten waren und sie vom Pferde steigen und im Kreis ihrer Gefährtinnen Zuflucht suchen konnte.

Am Mittag herrschte im Baumgarten des Hirschenwirts ein buntes Leben. Die Gemeinde bewirtete dort ihre Jugend. Die Herren Gemeinderäte sahen selber nach, daß jedes der Kinder zu seinem Rechte kam. Sie sahen würdevoll aus mit ihren Festzeichen im Knopfloch, die Herren Räte, sie fühlten heute den Beruf in sich, die Jugend auf die großen, vaterländischen Feste vorzubereiten, und kamen sich dabei ganz landesväterlich vor.

Um drei Uhr fuhren die Böllerschüsse in das laute, mit allerhand lustigem Schabernack gewürzte Treiben. Jung und alt strömte dem neuen Schulhaus zu, wo das vom Oberlehrer des Ortes mit Fleiß und Schweiß verfaßte Festspiel seinen Anfang nehmen sollte. Man hatte dem Gebäude durch Kränze und Wimpel einen lustigen Anstrich und zudem durch allerhand vergängliche Zutaten, wie Erker, Türmchen, Schießscharten, das Aussehen einer wehrhaften Burg gegeben. Damit niemand über den vorläufigen Charakter des Hauses im Zweifel sei, standen über dem Eingang weithin sichtbar die Worte: „Burg Schönau". Vor dem Gebäude war eine große Bühne errichtet, die von der Menge leicht übersehen werden konnte.

Einstweilen war die Burg noch in der Gewalt der Handwerker, die sie errichtet hatten. Da erschien der Gemeindepräsident mit den Gemeinderäten und etlichen ehrbaren Bürgern und schritt wichtig dem Eingangstor zu. Die Handwerker aber machten ernste Miene, ihnen den Eintritt mit ihren Aexten, Feilen und Hämmern, Stemmeisen, Bohrern und Maßstäben zu verwehren. Erst nach langem Hin- und Herreden, und nachdem sie durch den Säckelmeister des Dorfes gebührend abgelöhnt waren, übbergaben sie die Burg den Dorfvorstehern. Kaum war dieser Handel abgeschlossen, als die Jugendkönigin mit Gefolge auftrat und das Haus für sich und ihre Scharen beanspruchte. Ob sie denn heimatlos in dem sonst so gastfreundlichen Dorf herum-

irren solle. Sie könne nicht begreifen, wie so kluge Männer und bewährte Landwirte, als die man den Präsidenten und die Herren Gemeinderäte kenne, an einem so unpraktischen Hause Gefallen finden könnten. Sie sollten doch hinsehen, die Burg habe weder Scheune noch Stall, weder Küche noch Keller, weder Speicher noch Wagenschuppen, nicht einmal einen Schlafraum: darin könnte nur der Idealismus und die zu ihm haltende Jugend sich heimisch fühlen.

„Was willst du denn in dem Hause treiben, du Hexe?" fragte verwundert und ärgerlich der Aeltesten einer.

„Hier werde ich täglich mein Volk versammeln", erwiderte sie schulmeisterlich altklug, „mein Volk, das aus Wachsen und Reifen, aus Versprechen und Erfüllen mannigfaltig gebildet ist, und werde es unterweisen lassen, nicht nur im Nützlichen und Guten, sondern auch im Gefälligen und Schönen, damit einst in Schönau ein Geschlecht hause, das für alles, was dem Menschen wohl ansteht, empfänglich sei."

„Das ist ein Kompliment für die Alten", rief der Präsident verletzt.

„Wo Aerger ist, ist Schwäche!" gab die Jugendkönigin spitz zurück.

So gingen Rede und Gegenrede weiter, wobei für die Herren Vorsteher und einzelne Bürger in lustiger Form manche ernste Wahrheit und mancher verdiente Hieb abfiel, so daß das Ganze munter und unterhaltlich anzuhören war und die Zuschauer in heitere Laune versetzt wurden; denn ein öffentliches Gericht in gutmütiger Gestalt und mit Spott erträglich gewürzt ergötzt die Menge immer. Schließlich, da mit Worten nichts auszurichten war, forderte die Königin ihren Kriegsherrn, der an ihrer Seite auch tapfer mit der Zunge gefochten hatte, auf, die Burg mit stürmender Hand zu nehmen. Von allen Seiten strömte auf Wilhelms Zeichen das junge Volk mit Hurra und Hallo herbei, umzingelte die Alten und setzte ihnen, jeder mit der ihm zu Gebote stehenden Waffe, tapfer zu, die einen mit Spießen, Hellebarden oder Schwertern, die andern mit einschmeichelnder Anmut oder gewinnender Gebärde. Ehe man sich dessen versah, war die Burg genommen, Türe, Fenster und Gänge von den Kleinen besetzt, und die Zuschauer bejubelten den Sieg und die freudestrahlenden Sieger. Dann wurde das Haus von der jugendlichen Schar der kriegerischen Wahrzeichen, der Schießscharten und Türmchen beraubt, und feierlich klang zum Schlusse die Vaterlandshymne aus hundert ungebrochenen Kehlen über das versammelte Schönau hin.

Adeli hatte während des Spiels ganz in ihrer Rolle gelebt und alles andere vergessen. Vernehmlich und glockenrein war ihre Stimme bis zum letzten Ohr gedrungen und hatte sich in jedes Herz eingeschmeichelt. „Wie der Förster nur zu einem solchen Kinde kommen konnte?" dachte oder sagte mancher.

Als alles zu Ende war, drängte sich Mathilde zu Adeli durch und flüsterte ihr ins Ohr: „Du hast es gut gemacht, alle sagen's, und aussehen tust du wie eine rechte Königin. Aber gelt, der Vater und die Maschine und gar der Hans! Ich habe geheult."

„Mir war's auch drum, aber nur einen Augenblick. Sieh, ich habe den ganzen Tag das Gefühl, ich komme doch an der Maschine vorbei, es geschehe irgendein Wunder, es falle mir zur Rettung irgend etwas Herrliches vom Himmel", entgegnete Adeli immer noch halb vom Traum des Festspiels umfangen.

Da wurden Mathilde wieder die Augen feucht. Sie kannte das Leben besser und sagte: „Du Glückliche!", wollte aber sagen: „Du Aermste".

IV.

Am Abend war im großen Saal des Gasthauses zum Hirschen eine gutgelaunte Gesellschaft versammelt. Wer in Schönau etwas galt oder gelten wollte und wem es auf einen Taler oder zwei nicht ankam, hatte sich eingefunden. Die Gemeinde hatte die ältern Teilnehmer am Festspiel, diejenigen, die von Schul- und Kirchenzwang befreit waren, als Gäste geladen, und ihre bunten Gewänder brachten Farbe und Heiterkeit in den nüchternen Raum.

Adeli hatte sich mit Wilhelm zusammengetan und ließ sich von ihm manierlich umschwärmen. Kam ein Alter an ihr vorbei, so versäumte er selten, ihr leicht oder derb, je nach seiner Hände Beschaffenheit, auf die Schulter zu klopfen und ihr ein freundliches Wort über ihr Spiel zu sagen. Wilhelm schien es, er habe ein größeres Recht, mit Adeli schön zu tun, als alle diese Alten, deren Freundlichkeit ihn ärgerte, und er legte sich einen Eroberungsplan zurecht. Da er aber von seinen Nachbarn, deren Spott er fürchtete, nicht belauscht werden wollte, raffte er die mit Adeli zusammen in der Bezirksschule gelernten französischen Brocken zusammen und suchte sie galant zu wenden. Adeli ließ es sich gefallen, antwortete aber geflissentlich in ihrer Muttersprache, einmal weil sie sich in den fremden Lauten außerhalb der Schulgedankenwelt unsicher fühlte, und dann weil es ihr unschicklich schien, mit Wilhelm Geheimbündelei zu treiben.

Wie sie sich so zweisprachig und mühsam hölzern genug unterhielten, schob sich auf einmal ein Kopf zwischen sie; es war die Müllerin.

„Ihr treibt Französisch miteinander? Das ist schön, man sollte sich immer ein wenig darin üben, man weiß nie, was es einem später nützen kann, insonderheit einem Mädchen, das aufs Verdienen angewiesen ist", sagte sie honigsüß, denn sie vergiftete mit Zucker. „Nun muß ich dir aber leider den Willy wegnehmen", wandte sie sich an Adeli, „wir haben da drüben einen eigenen Tisch, man hat ihm extra einen Stuhl freigehalten. Der Pfarrer, der Doktor und der Landschreiber sind auch dabei. Du wirst ja schnell wieder einen Gesellschafter kriegen, und noch einen schönern, und noch einen viel lustigern als Willy, so ein hübsches Mädchen, die Königin des Festes! Komm, Willy, man bringt die Suppe."

„Aber ich muß doch bei meinen Kameraden bleiben, Mutter!" wagte er einzuwenden.

„Keine Widerrede, Bub!" versetzte sie kurz und ging.

Wilhelm rutschte noch ein paarmal auf seinem Stuhl hin und her. „Ich gehe schnell hinüber, damit es nicht nach Trotz aussieht, bin aber gleich wieder da", sagte er etwas unsicher, entfernte sich linkisch und nahm drüben gewichtig seinen Platz ein. (Fortsetzung folgt.)